Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 18

Artikel: Pfarrer Saller [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634777

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pfarrer Saller.

Von Lisa Wenger. — 3. Fortsetzung. —

Gottfried wandte sich an die Mutter, um durch sie zu erlangen, was der Vater ihm nicht gestatten wollte. Aber sie wies den Sohn zurück. „Der Vater hat zu befehlen", sagte sie. „Du bist ihm Gehorsam schuldig." Sie strich dabei dem jungen Menschen zärtlich über die Haare, und er spürte in dieser seltenen Liebkosung das Bedauern der Mutter, daß sie ihm wieder, wie schon so oft, nicht hatte helfen können.

Der Tag verlief in hellem Jubel. Es wurde von Herzen gelacht, laut gesungen und nicht unmäßig getrunken.

Aber auf dem Heimweg kam die fröhliche Gesellschaft an einem kleinen, braunen Wirtshaus vorbei, das still und bedächtig an der Straße auf seine Gäste wartete, wie die Spinne auf die Fliegen.

Dort blieb die Schar hängen, und Gottfried mit ihr. Mit schlechtem Gewissen saß er da, trank wie die andern und tanzte mit den Töchtern des Wirtes wie die andern. Als zuletzt gespielt wurde, und recht hoch gespielt, warf er den Rest seines Geldstückes auf den Tisch und spielte mit. Bald wurde der Einsatz verdoppelt; Silber und Gold rollten über das grüne Tuch.

Gottfried verlor, und verlangte von Paul, daß er ihm borge. Paul gab, aber nicht viel. Die Leidenschaft des Spiels fegte über Gottfrieds Vernunft weg, wie der Föhn über ein Schneefeld.

Der Wirt, der seine Augen überall hatte, stand plötzlich hinter ihm.

„Spielt nur ungeniert weiter, Herr," flüsterte der Dicke, „ich leihe Euch gerne. Nehmt was Ihr braucht." Er holte aus seiner Hosentasche vier Goldstücke hervor, und steckte sie Gottfried in die Hand. Halb berauscht wie er war, nahm er das Geld.

„Zahlt die Vögel in drei Tagen zurück", flüsterte der Wirt weiter. „Solange warte ich gerne." Gottfried nickte. Er warf eines seiner Goldstücke auf den Tisch. Bald war es verloren. Er spielte wieder und gewann. Dann verlor er ein paarmal hintereinander.

„Hör auf," flüsterte Paul dem Freunde warnend zu. Gottfried hörte nicht. Paul sah noch eine Weile zu, dann sprang er auf.

„Jetzt ist's aber genug," schrie er „ich gehe". Er zerrte Gottfried in die Höhe und bezahlte seine und Gottfrieds Zeche. Höflich stand der Wirt unter der Türe, das gestickte, fettstarrende Käppchen in der Hand.

„Darf ich um Eure Adresse bitten," sagte er mit einem höflichen Bückling zu Gottfried, den Paul am Arme hielt. Der stark Angetrunkene gab sie ihm.

Weit schwang der Wirt sein Käpplein, als sie hinaustraten. Dann ging er zurück in die dunstige, qualmerfüllte Stube und löschte eines der mühsam brennenden Lichter nach dem andern. Die Mädchen sahen zum Aufräumen genug im Finstern. —

Es war lange nach Mitternacht, als Paul Heß den stolpernden Gottfried die steinernen Stufen vor dem Landhaus heraufzog. Ehe er die Tür öffnen konnte, ging sie auf. Pfarrer Saller wartete mit einem Unschlittlicht im Flur. Paul lachte verlegen und wollte einen Witz machen, aber des Pfarrers Gesicht ermunterte ihn nicht dazu.

„Wir sind zuletzt noch hängen geblieben, Herr Pfarrer, und bei Gottfried hieß es eben: Mitgefangen, mitgehangen," wollte er den Freund entschuldigen. Der starrte den Vater blöde an.

„Ich wollte — ich konnte —" er fand die rechten Worte nicht, und stammelte unzusammenhängendes Zeug.

„Schäme dich, du Tor," herrschte der Vater ihn an. „Geh zu Bett. Morgen spreche ich mit dir." Er drehte sich um und ging.

„Morgen?" frug der Trunkene. „Was hat er gesagt? Morgen?" Er stierte Paul verständnislos an.

„Halt's Maul und komm," sagte Heß. Er war noch nüchtern genug, um zu wissen, was dies „morgen" für den armen Jungen bedeutete. Er zog Gottfried in das Zimmer und half ihm zu Bett.

Am nächsten Morgen um halb acht Uhr wurde stark an die Türe geklopft.

„Auf, es ist die höchste Zeit, wenn ihr noch ins Kolleg wollt," sagte Pfarrer Saller unter der Türe, durchschritt des Kostgängers Stube und öffnete diejenige Gottfrieds.

Schmerz und Widerwillen verdüsterten sein Gesicht, als er den über das Bett herunterhängenden Kopf des Sohnes mit dem halbgeöffneten Mund sah und sein trunkenes Schnarchen hörte. Er rüttelte ihn am Arm.

„Gottfried!" Keine Antwort.

„Gottfried!"

„Was?" frug der Schläfer, ohne sich zu rühren.

„In einer halben Stunde kommst du zu mir herauf in mein Zimmer, hast du mich verstanden?"

„Ja," sagte der Sohn, und öffnete mühsam die Augen. Er erkannte den Vater und dämmernder Schreck weckte ihn vollständig.

Undeutlich erinnerte er sich des Gestern. Etwas Fürchterliches war geschehen. Was? Was? Er schloß die Augen wieder.

„Stehe sofort auf!" befahl der Vater und ging aus dem Zimmer, sicher, daß sein Befehl ausgeführt würde.

Mühsam erhob sich Gottfried, trotz des Kopfwehs, das ihn quälte, und des Schwindels, der so heftig war, daß der Taumelnde sich an die Wand lehnen mußte.

Er zermarterte sein Gehirn, um über den gestrigen Abend ins Klare zu kommen, aber seine Gedanken tummelten sich müde und ziellos durcheinander. Er kleidete sich an und wusch sich, und dazu tanzten seine Erinnerungen immer um einen Punkt, den er nicht fassen konnte. Was war es? Was war es nur? Er ging hinüber in Pauls Zimmer, der gähnend auf einem Stuhl saß und die Stiefel anzog.

„Du hast es nett getrieben für einen Pfarrerssohn gestern Abend," sagte er. Da tagte es bei Gottfried. Wuchtig fiel die Erkenntnis der ganzen Sachlage über ihn her.

„Ich habe gespielt?" frug er. Paul nickte.

„Wie ein Narr, der du bist," sagte er in schlechter Laune.

Es war Gottfried, als stehe der dicke Wirt hinter ihm und flüstere ihm sein teuflisches: „Ich leihe Euch gerne“ in die Ohren. Er drehte sich jäh um, aber niemand war da.

„Wie viel hat er mir gegeben?“ frug er den Freund.

„Ein paar Goldstücke, weiß nicht wie viel?“

„Allmächtiger Gott, ein paar Goldstücke,“ ächzte Gottfried. „Wie viele?“

„Vier, glaube ich. Gesehen habe ich es nicht. Es war schon zu spät, als ich es merkte, sonst hätte ich dich die Dummheit nicht machen lassen.“

„Ich wollte das Geld ja gar nicht. Der Mann steckte es mir ja in die Hand. Ich wußte ja gar nicht mehr was ich tat,“ jammerte Gottfried. Fast verächtlich sah Paul auf den Freund, der auf dem Bettrand saß und den Kopf mit beiden Händen hielt.

„Ach, schäm dich, du,“ schalt Paul, „sei doch kein solcher Waschlappen. Wir wollen ins Eßzimmer und starken Kaffee trinken.“

„Ich muß hinauf zum Vater,“ sagte Gottfried. Er brachte die Worte kaum heraus.

„Nun ja, das geht auch vorüber,“ tröstete ihn der andere. „In ein paar Minuten bist du wieder da.“ Gottfrieds unglückliches Gesicht zeigte, daß der Trost nicht verfing. Ihm war übel zu Mute. Seine ganze Natur war in Aufruhr, alle Fibern bebten, und es war ihm, als ob man ihm eine klirrende Kette durch sein wundes Gehirn zöge. Dazu schüttelte ihn das Grauen vor der Unterredung mit dem Vater.

„Geh doch!“ ermunterte ihn Paul.

„Ich kann nicht.“

„Gottfried!“ scholl die Stimme des Vaters durch das Haus. Da schlich sich Gottfried den Wänden entlang hinauf, als müsse er auf das Schafott.

Die Unterredung im Zimmer Pfarrer Sallers dauerte länger, als Paul geglaubt hatte.

Der Vater, der seinen Sohn im Zustand des Rausches gesehen und ihn als ungehorsam und wortbrüchig erkannt, zeigte ihm mit schneidenden und harten Worten den Abgrund, vor dem er stand. Dann tat er, was er für seine Pflicht hielt, auch dem Erwachsenen gegenüber, er griff zum Stock und züchtigte den Sohn, der schneebleich und ohne sich zu wehren die Schläge über sich ergehen ließ.

Es fiel kein einziger in blindem Zorn. Nicht einmal mehr als er es sich vorgenommen hatte, hob der Pfarrer den Arm. Er strafte, weil er mußte. Dann kniete er nieder und betete inbrünstig und lange für den Schwachen, der Versuchung Erlegenen. Darauf ließ er ihn gehen.

Gottfried wankte in sein Zimmer und schloß hinter sich zu. Nun war er gezeichnet. Wie eine lähmende, furchtbare Schande empfand er die Züchtigung. Er weinte laut über seine Hilflosigkeit und seine Erbärmlichkeit, die er empfand und nicht ändern konnte. Wie zerschmettert lag er da, körperlich und geistig erschöpft und vernichtet. Plötzlich schlief er vor Ermattung ein.

Paul wollte in das Zimmer und fand es verschlossen. Das Dienstmädchen kam, um aufzuräumen, riegelte an der Türe und kehrte wieder um.

Ein paar Stunden später wachte Gottfried auf. Sein Kopf war dumpf wie vorher, und alle seine Glieder schmerzten ihn. Seine Nerven waren in einem so elenden Zustand, daß er das Krähen des Hahns auf dem Hofe und das Surren einer Fliege am Fenster nicht vertragen konnte. Er steckte den Kopf in das Kissen.

Sein Schwesterlein kam, um ihn zum Essen zu rufen.

„Gottfried, komm hinüber, wir wollen essen.“

„Nein!“ rief er heiser, mit Grauen in der Stimme, im Gedanken, seinem Vater zu begegnen. Nach einer Weile erschien das Kind wieder.

„Der Vater hat gesagt, wenn du nicht zum Essen kommest, so gebe es nichts mehr bis heute Abend.“ Es kam keine Antwort. Die Kleine ging. Ihre Schrittchen verhallten im Flur.

Gottfried lag regungslos. Die Strafe, die er wie ein Schuljunge hatte erleiden müssen, lebte er wieder und wieder durch. Er fühlte mit seinen zuckenden Nerven jeden Schlag, und hörte das Sausen und das dumpfe Aufschlagen des Stockes auf seinem Körper. Mit knirschenden Zähnen litt er die Marter.

Die Furcht vor dem Kommenden kam dazu. Woher sollte er das Geld nehmen, um die gemachten Schulden zu bezahlen? Und wie sollte er dem Vater ein solches Geständnis machen? Lieber sterben, tausendmal lieber sterben, als ihm Spielschulden bekennen. Er konnte sich nicht noch einmal züchtigen lassen, die Schande fühlend, ohne sich zu wehren, ohne es auch nur zu einem ehrlichen, befreienden Zorn zu bringen.

Warum war gerade er so ein jämmerlicher, elender, feiger Mensch? Warum war er nicht dem Vater in den Arm gefallen und hatte den Stock zerbrochen in eine Ecke geworfen? Er lachte mit bleichen Lippen. Jawohl, dem Vater in den Arm fallen. Jawohl, er war der rechte dazu. Er, dem ein Schauer über den Rücken lief, wenn sein tadelnder Blick ihn traf. Die Scham und das Elend überwältigten Gottfried. Kopfschmerzen peinigten ihn, und doch mußte er immerfort denken, immer denken und denken.

Er überschlug sein Eigentum und besann sich, ob er nichts besitze, das er verkaufen oder verpfänden könnte; aber es fiel ihm nichts ein. Er hatte was er brauchte, mehr nicht. Ein paar Bücher und einen Sonntagsanzug, eine dünne silberne Uhr an einer Kette aus Mutters Haaren, nichts, das er hätte zu Geld machen können.

War denn kein Mensch da, der ihn erlösen konnte?

Er dachte an seine Mutter, aber sie hatte kein Geld zu ihrer Verfügung, und würde es niemals wagen, ihm hinter dem Rücken des Vaters zu helfen. Während er noch darüber nachsann, wurde ihm klar, daß sie den Vater fürchtete, wie er selber. Ueberhaupt gab es keinen Menschen im Haus, der sich nicht vor dem Vater gefürchtet hätte. Nur die Großmutter machte eine Ausnahme. Die war selber von Eisen, mit ihren Adleraugen und dem Mund, der kein weiches Wort über die Lippen ließ.

Nein, da war nirgends Hilfe. Es litt Gottfried nicht länger im Zimmer, er nahm seinen Hut und ging hinaus, um eine Stunde zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)